Fortsetzung von S. 29

## Vollrausch im ...

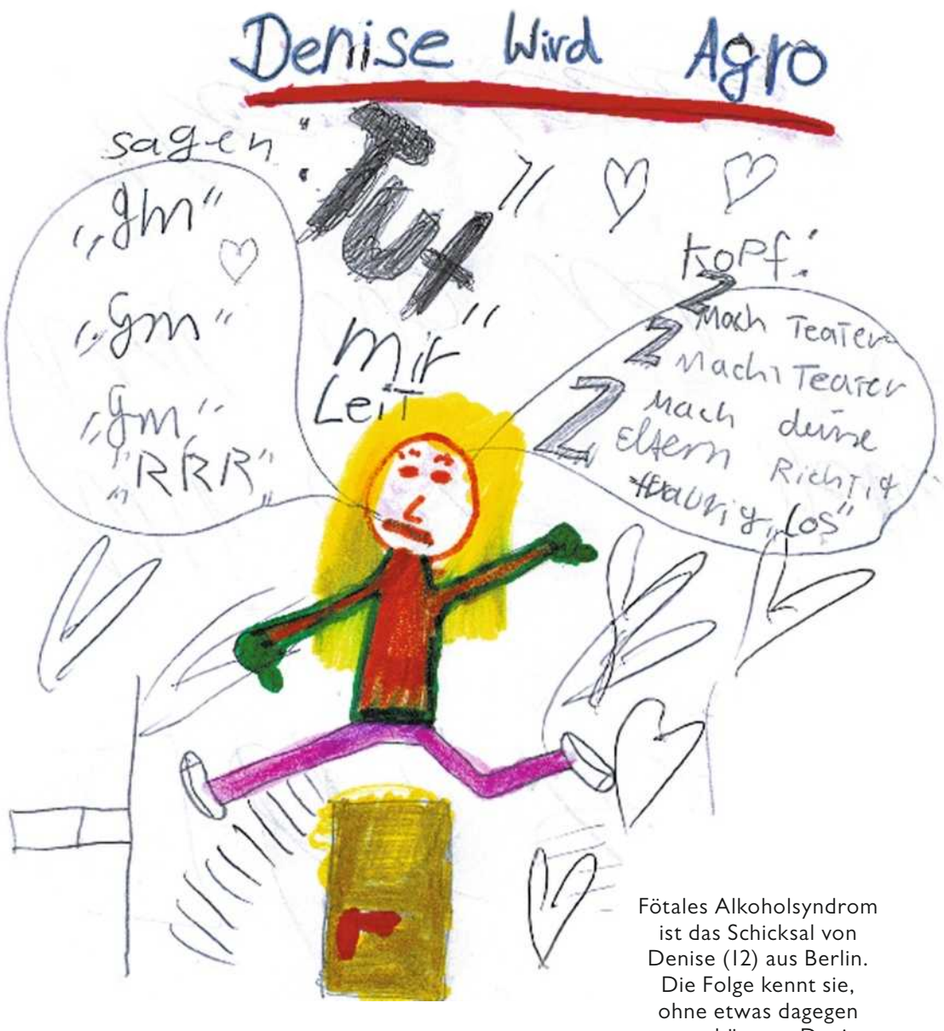
wenn sie es wissen, geben sie ihre Informationen häufig nicht an die ahnungslosen Pflege- oder Adoptivfamilien weiter, die dann mit den Folgen zu kämpfen haben. Sie sind es, die fast ausschließlich in den FASD-Beratungszentren Hilfe suchen.

Die Häufung in unterprivilegierten Bevölkerungsgruppen sollte aber nicht zu falschen Schlüssen verleiten, sagt der Berliner Kinderarzt und Neuropädiater Hans-Ludwig Spohr. »Die sozial niedrigen Schichten haben nur das höhere Risiko aufzufallen und bekommen eher die Kinder weggenommen.« Wohlsituierte Familien hätten andere Möglichkeiten, ihre beeinträchtigten Kinder zu fördern und »das Problem unter der Decke zu halten«.

Spohr hat kürzlich ein Buch über die angeborenen Alkoholschäden veröffentlicht, in dem er den Stand der Forschung und Diagnostik sowie die langfristigen Folgen der Behinderung bis ins Erwachsenenalter beschreibt. Er beschäftigt sich schon seit Jahrzehnten mit dem Thema und will vor allem »die erhebliche Unterdiagnostik« bei FASD verbessern. Im Gegensatz zum gut erkennbaren Vollbild – das weniger als 20 Prozent der tatsächlich alkoholgeschädigten Kinder zeigen – sind viele Unterformen nur schwer und mit großem Aufwand zu diagnostizieren. Das hat dazu geführt, dass die Behinderung zu selten und zu spät erkannt wird. Oft erst dann, wenn das Leben der Betroffenen aus dem Ruder gelaufen ist.

Hier will auch eine Expertenkommission unter dem Vorsitz der deutschen Gesellschaft für Neuropädiatrie gegensteuern. Sie arbeitet derzeit an Empfehlungen für eine Diagnostik des gesamten Spektrums angeborener Alkoholschäden. Die Empfehlungen sollen die medizinische Leitlinie zur Diagnostik des Vollbildes FAS ergänzen, die Ende 2012 auf Initiative der Bundesdrogenbeauftragten veröffentlicht wurde. »Unser Ziel ist, dass künftig auch jede Hebamme und jede Krankenschwester von diesem Krankheitsbild weiß und bei einem Verdacht das Kind an einen Experten verweisen kann«, sagt die Münchner Kinderärztin Mirjam Landgraf, eine der beiden Autoren der Leitlinie. Um langfristige Folgen zu vermeiden, ist es entscheidend, Kinder mit angeborenen Alkoholschäden frühzeitig zu entdecken. Rechtzeitige Förderung kann verhindern helfen, dass sie im Erwachsenenalter psychische Krankheiten oder selbst Suchtprobleme entwickeln.

Heike Hoff-Emden, Chefärztin des Neurologischen Rehabilitationszentrums Sülzhayn in Thüringen, hat viele Beispiele vor Augen, bei denen genau das passiert ist. »Menschen mit FASD sind eine Hochrisikogruppe. Unerkannt, können sie größte Probleme mit sich und der Umwelt entwickeln«, sagt die Kinderärztin, die einen Schwerpunkt für die Diagnostik und die Therapie von alkoholgeschädigten Kindern aufgebaut hat. »Viele FASD-Kinder waren neun Monate lang betrunken. Für sie fühlt sich die Welt auch jetzt noch so an, als ob sie mit verbundenen Augen in einer Hüpfburg gehen müssten. Sie finden einfach keinen Halt.« Umso wichtiger sei es für diese Kinder, sich an klaren Strukturen orientieren zu können: festen Tagesabläufen und Alltagsroutinen, keine Überforderung, kein Druck, keine Reizüberflutung. All das vertragen die Gehirne von alkoholgeschädigten Kindern nicht. »Man muss diese Regeln beachten«, sagt Hoff-Emden, »sonst funktionieren Erziehung und Förderung nicht.«




Fötales Alkoholsyndrom ist das Schicksal von Denise (12) aus Berlin. Die Folge kennt sie, ohne etwas dagegen tun zu können: Denise wird schnell zornig und »agro« (aggressiv)

### »Die Liste der Befunde wurde länger. Niemand stellte die richtige Diagnose«

Was der Alkohol im Kopf der Kinder anrichtet und wie man damit umgeht, ist zentraler Bestandteil der Seminare für die Pflege- und Adoptiveltern, die mit nach Sülzhayn kommen. Viele erfahren hier zum ersten Mal, dass nicht sie schuld an dem Verhalten des Kindes sind. Und dass das Kind selbst ebenso wenig dafür kann – für beide Seiten eine enorme Entlastung. Auch Inge Meier fiel ein Stein vom Herzen, als sie mit Lisa hier Hilfe suchte, nachdem ein Aufenthalt in der Psychiatrie die Aggressionen des Mädchens noch gesteigert hatte. »Dort hatte man mit Druck versucht, ihr Sozialverhalten zu trainieren«, sagt Inge Meier. »Das ging nach hinten los.« Seit sie weiß, wie sie mit Lisa umzugehen hat, hat sich die Situation entspannt. »Ich sag jetzt bei den Hausaufgaben nicht mehr: Du musst, du musst! Was nicht geht, geht eben nicht. Ich bin viel ruhiger geworden. Und Lisa ist es auch. Ihre große Wut kommt seltener.«

Trotzdem war sie »todtraurig«, als sie das Gutachten von Heike Hoff-Emden für Lisa bekam. Vielleicht schafft das Mädchen die Schule, aber mit einer Lehre wird es schwierig werden. Sie wird in einer Einrichtung wohnen müssen, in der rund um die Uhr jemand auf sie achtet. Eine Perspektive, mit der viele Eltern alkoholgeschädigter Kinder konfrontiert werden. »Die Eltern müssen einen Trauerprozess durchmachen«, sagt Heike Hoff-Emden. »Sie müssen sich von ihren Erwartungen verabschieden und den Tatsachen ins Auge schauen. Das ist hart.«

Umdenken müsse man auch in den Hilfesystemen, meint Gela Becker, fachliche Leiterin des Evangelischen Kinderheims Sonnenhof in Berlin. Die Einrichtung ist als eine der wenigen in Deutschland auf die Betreuung von alkoholgeschädigten Kindern und Erwachsenen spezialisiert. »Eingliederungshilfe und Jugendhilfe stehen erst am Anfang, diese komplexe Behinderung zu erfassen«, das ist die Erfahrung der Diplom-Psychologin. »Viele haben noch nichts von FASD gehört.« Nur die wenigsten seien auf einen adäquaten Umgang mit diesen Klienten vorbereitet.

Das Ehepaar Schmidt* gehört zu denen, die das am eigenen Leib erfahren. Anke Schmidt versucht seit mehr als einem Jahr bundesweit, drei ihrer vier mittlerweile erwachsenen Adoptivkinder im Betreuten Wohnen unterzubringen. Alle vier haben das Vollbild FAS. Die ursprünglich aus Brasilien stammenden Geschwister Pedro (19), Gabriela (20), Matheus (21) und Guilherme (24) sind als Schwerbehinderte anerkannt. Sozialrechtlich haben sie einen Anspruch auf einen beschützten Wohn- und Arbeitsplatz. Aber der Anspruch ist schwer durchzusetzen, musste Anke Schmidt feststellen. »Niemand will meine Kinder haben!«

Mehrere Aktenordner hat die resolute Mutter von vier weiteren leiblichen Kindern schon mit den Absagen gefüllt. Dorf- und Hofgemeinschaften, anthroposophische Einrichtungen, kirchliche Einrichtungen: »Alle winken ab – zu schwierig!« Kein Wunder, könnte man sagen. Schmidts Schützlinge haben alles getan, was man nicht tun darf. »Lügen, Betrügen und Stehlen waren noch das Harmloseste«, sagt Anke Schmidt. Im Moment versucht die 51-Jährige den Rausschmiss von Guilherme aus einem Wohnheim für geistig Behinderte zu verhindern. Guilherme war anderthalb Jahre obdachlos, er saß wegen diverser Delikte zwei Jahre im Gefängnis. Für die Begleichung von Schulden, für irgendwo vergessene Fahrräder, für die Reparatur kaputt gefahrener Autos oder die Unterbringung in Privatschulen, weil die Beschulung in öffentlichen Schulen nicht klappte, hat das Ehepaar ein Vermögen bezahlt. Trotzdem hat nur Pedro den Hauptschulabschluss erreicht.

Wie kann das sein?, haben sich die beiden jahrelang gefragt. »Wir haben alle unsere Kinder, die leiblichen wie die adoptierten, gleich erzogen«, sagt Anke Schmidt. »Aber unsere ›Blondies‹ (der Haarfarbe wegen) machten Abitur, während unsere brasilianischen Kinder in die Kriminalität abdrifteten.« Als ein Experte im vergangenen Jahr das Alkoholsyndrom erkannte, hatten die vier die übliche diagnostische Odyssee hinter sich: »Auditive Wahrnehmungsstörung, ADHS, ADS, Borderline, dissoziative Persönlichkeitsstörung«, sagt Schmidt. »Die Liste der Befunde wurde lang und länger. Niemand stellte die richtige Diagnose.«

Jetzt wissen Anke und Jörg Schmidt, wie sie mit ihren Adoptivkindern umgehen müssen. Sie achten auf einen streng strukturierten Tagesablauf und eine reizarme Umgebung. Anke Schmidt hat nun eine letzte Hoffnung: Ein großer diakonischer Träger hat sich bereit erklärt, eines der Geschwister zum Probewohnen aufzunehmen. Matheus darf nun nichts falsch machen. »Wenn er nicht lügt, stiehlt oder einen anderen Quatsch macht, können die anderen vielleicht nachrücken«, sagt Anke Schmidt. »Wenn nicht – ich mag gar nicht weiterdenken. Dann geht die Suche wieder von vorne los!«

Auch Lisas Pflegemutter traut sich nicht, zu weit in die Zukunft zu schauen. »Ich versuche von Jahr zu Jahr leben«, sagt Inge Meier. »Das ist Herausforderung genug.«

www.zeit.de/audio

Abb.: KMG Klinik; Foto (u.): R. Wolff/plainpicture

### Warum Alkohol so schädlich ist

**1 von hundert**
Neugeborenen wird in westlichen Industrienationen mit einer Alkoholschädigung geboren.

**Lange Belastung**
Etwa zehn Mal so lange wie seine Mutter braucht ein ungeborenes Kind, um Alkohol abzubauen. Der Giftstoff belastet den unreifen Organismus also längere Zeit.

**Gift für die Zellen**
Der Alkohol stört vor allem die Teilung von Zellen der ungeborenen Kinder und damit ihr Wachstum. Zudem vernetzen sich Nervenzellen nicht mehr so gut untereinander.

# Die Grippe des nächsten Jahres

Mit mathematischen Methoden wollen Forscher die Evolution von Viren voraussagen VON CHRISTIAN HEINRICH

Wieso können wir uns jedes Jahr wieder mit der Grippe infizieren, anders als mit anderen ansteckenden Krankheiten? Es liegt daran, dass Grippeviren sehr schnell mutieren, also ihr Erbgut minimal verändern, und das nach dem Zufallsprinzip. Deshalb waren die Erreger dem Menschen und seinen Medikamenten bislang immer einen Schritt voraus. Impfstoffe kann man immer erst entwickeln, wenn der Erreger bereits grassiert, also schon viele Menschen von ihm befallen sind. Könnte man dagegen die Virusvariante des nächsten Winters vorhersagen, dann wäre der Impfstoff schon da, bevor das Virus auftritt.

Die Weltgesundheitsorganisation (WHO) versucht zumindest ein bisschen in die Zukunft zu blicken: Welcher Impfstoff gegen Grippe für die nächste Saison produziert wird, beschließt sie anhand der Rückmeldungen ihrer Labors über die besonders verbreiteten Grippevirenstämme der aktuellen Saison. Letztlich wird da aufgrund von Erfahrungswerten über den Daumen gepeilt.

Bisher scheiterte jeder Versuch, diese auf Zufall basierende Evolution mit mathematischen Methoden vorherzusagen, an der schieren Menge der möglichen Mutationen. Die Biologin Marta Luksza von der Columbia University und der Physiker Michael Lässig wollen das nun geschafft haben – sie nutzen den Blick in die Vergangenheit als Umweg, um in die Zukunft zu sehen. Ihre Prognosen beruhen auf Daten über die Grippestämme, welche die WHO in den letzten 50 Jahren gesammelt hat. »Wir haben anhand der Daten versucht, jeweils diejenigen Mutationen gegenüber dem Vorjahr zu identifizieren, die das Virus stärken, und diejenigen, die es schwächen«, sagt Michael Lässig.

Die nächste Grippewelle kommt bestimmt. Doch welcher Impfstoff hilft?

Dazu haben er und Marta Luksza bei dem Virus die sogenannten Epitope des Proteins Hämagglutinin angeschaut. Das sind bestimmte Bereiche an der Oberfläche eines Virus, an die menschliche Antikörper andocken. Sie markieren auf diese Weise das Virus als Feind und machen es so erst für das Immunsystem sichtbar. Abwehrzellen können es dann erkennen, angreifen und im Idealfall zerstören.

Je mehr sich der Aufbau dieser Epitope auf dem Virus verändert, desto schwieriger wird es für den Menschen, speziell darauf abgerichtete Antikörper zu bilden. Denn das Immunsystem kennt nur die Viren aus den letzten Jahren. Je größer die Veränderung, desto größer ist die Chance der Viren, sich gegen das Immunsystem durchzusetzen.

Bei anderen Regionen, die für die Stabilität des Virus zuständig sind, ist es genau umgekehrt: Zu viel Veränderung macht den Erreger schwächer und weniger wirksam, im Extremfall ist er nicht mehr überlebensfähig.

Andere Wissenschaftler äußern sich noch vorsichtig über die Vorhersagekraft des neuen Computermodells. »Es deckt nur einen kleinen Teil dieser Virenevolution ab«, wendet der Virologe Hans-Dieter Klenk von der Universität Marburg ein. Denn die Forscher haben zwar die wichtigsten Andockstellen für Antikörper in ihr Modell integriert, doch es gibt eine Vielzahl an weiteren Geninformationen, die das Modell noch nicht berücksichtigt.

»Wir haben bewusst für den Anfang nur einen Teil der Daten aufgenommen, sodass wir die Ausbreitungswahrscheinlichkeiten und die Auswirkungen von Mutationen noch berechnen können«, sagt Michael Lässig.

Für sein neues Modell nutzte er die Denkweise, die in der Physik üblich ist: »Physik war schon immer eine voraussagende Wissenschaft. Wenn der Mond heute irgendwo steht, dann weiß ich durch die Gesetze der Kinetik und der Dynamik auch, wo er morgen steht. Das lässt sich auf komplexe Vorgänge in der Biologie natürlich nicht direkt so übertragen.« Um die Vorhersageverlässlichkeit der Physik auch für die Prognose der Influenzaevolution zu übernehmen, blieb ihm aber gar nichts anderes übrig, als die Komplexität zu reduzieren und sich zunächst nur einen wichtigen Teil anzusehen.

Und siehe da: Das Modell funktioniert. Angewandt auf die vergangenen Jahre, schlägt es die Vorhersagen der WHO, oft sogar deutlich. In den Jahren 2006, 2007 und 2008 hätten Lässig und Luksza die Virenverteilung weitestgehend zutreffend prognostiziert.

Die WHO will sich das Modell nun genauer anschauen, und in der Fachwelt hat es bereits Aufmerksamkeit erregt. »Der Ansatz ist grundsätzlich richtig und vielversprechend«, sagt der Marburger Virologe Klenk. Alles deutet also darauf hin, dass sich die Evolution zu einem gewissen Grad vorhersagen lässt und wir uns in Zukunft gegen Grippeviren impfen lassen können, die noch gar nicht existieren.

ANZEIGE
Stimmt's?
Die Kolumne von Christoph Drösser können Sie auch hören, täglich 6.50 Uhr.
NDR 2

*Mo Edoga*
*Signalturm der Hoffnung*
*Documenta IX, 1992*

*Du warst Deiner Zeit weit voraus.*

**Mo Edoga**
† 17. Juni 2014
**Prof. (Art Institute Chicago), Dr. med., Künstler, Chirurg, *Mannheimer***

In stiller Trauer
**Dr. med. Martina, Carl Bandro und Kendra Edoga**
mit allen Angehörigen

Die Trauerfeier fand am 1. Juli 2014 im engsten Familienkreis im Hauptfriedhof Mannheim statt.

Gemeinsam geht es besser!
Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit für Menschen, die Hilfe brauchen. **Online spenden unter www.bethel.de**
Bethel